

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 23

Sonntag, den 7. Juni 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 7. Juni. Robert
Montag, 8. Medardus
Dienstag, 9. Primus
Mittwoch, 10. Barbo

Donnerstag, 11. Fronleichnam
Freitag, 12. Joh. v. S. Jac.
Samstag, 13. Anton v. P.

Nachdruck vers

Fest der Allerheiligsten Dreifaltigkeit

Evangelium des hl. Matthäus 28, 18–20.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.

*

„O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unergründlich sind deine Ratschlüsse, wie unerforschlich seine Wege!“ — so ruft uns heute in der Epistel der heiligen Messe der heilige Paulus zu — ein Wort, das mehr als jedes andere auf den heutigen Tag paßt, wo uns die Kirche das größte Geheimnis des christlichen Glaubens in Erinnerung bringt: den dreieinigen Gott, Gottes Dreifaltigkeit. Es sind zwei Bezeichnungen für dieselbe Sache; bei der ersten denkt man an die drei göttlichen Personen, die doch nur ein Gott sind, bei der zweiten an das göttliche Wesen, das sich in drei göttlichen Personen entfaltet.

Wenn der heilige Ambrosius sagt: „Wenn von diesem Geheimnisse (der allerheiligsten Dreifaltigkeit) die Rede ist, so verstummt jede Zunge, nicht nur die meinige, sondern auch die der Engel“, so hat er schon erkannt, daß wir diese Wahrheit nie voll einzusehen vermögen, auch wenn wir sie kennen. Der menschliche Verstand versagt hier einfach; was er kann, ist: zeigen, daß diese Glaubenslehre uns nichts Widersinniges zumutet, daß sie kein Widerspruch in sich ist. Das wurde nämlich und wird auch heute noch behauptet von Gegnern des Christentums zunächst, dann aber auch von Bekennern des christlichen Glaubens, die nicht genügend unterrichtet sind.

Wie kommen wir überhaupt zu dem Sage: In Gott sind drei voneinander verschiedene Personen; jede der drei Personen ist wahrer Gott, und doch sind sie nur ein Gott? — Wir hätten diese Wahrheit nie gefunden, sie ist uns von Gott mitgeteilt. In der Art dieser Mitteilung und ihrer Erkenntnis ist eine fortschrittliche Entwicklung festzustellen: Im Alten Testament befehlet Gott auf Schritt und Tritt, daß es nur einen Gott gibt: „Höre Israel, der Herr, dein Gott, ist nur einer“ (5. Moses, 6, 4), und „So sehet nun, daß ich allein es bin und kein anderer Gott außer mir“ (5. Mos., 32, 39). Durch diesen ängstlich gehalteten Glauben an die Einzigkeit Gottes unterschied sich die jüdische Religion am offenkundigsten von den heidnischen Phantastereien. Gott selbst wies darauf hin, wenn er in den zehn Geboten zum erwählten Volke sprach: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Die Wichtigkeit dieser Lehre aber betonte der Heiland selbst in dem sog. hochpriesterlichen Gebet am Vorabend seines Leidens: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, erkennen, und, den du gesandt hast, Jesum Christum.“

Daß es nur einen Gott geben kann, sieht unsere Vernunft ein. Tertullian weist dies schon dem Häretiker Marcion nach: „Willst du wissen, daß nur ein Gott sei, so frage, was Gott ist, und du wirst finden, daß es nicht anders sein kann. Gott ist nämlich die höchste Vollkommenheit... Was folgt daraus? Daß ihm nichts gleich sein kann, das heißt, daß es kein zweites höchst vollkommenes Wesen außer und neben ihm geben kann, weil, wenn es ein solches gäbe, ihm dasselbe gleich wäre; wäre es ihm aber gleich, so würde er nicht mehr die höchste Vollkommenheit sein...“ und weiter: „Wenn Gott nicht einer ist, so ist er gar nicht!“ Lactanz begründet diese Wahrheit folgendermaßen: „Es können ebensowenig mehrere Götter sein, die diese Welt regieren, als es auf einem Schiffe zugleich mehrere Steuermänner, bei einer Herde mehrere oberste Hirten, bei einem Bienenschwarm mehrere Königinnen, an einem Himmel mehrere Sonnen, in einem Körper mehrere Seelen geben kann.“ Die Christen aber standen für diese Wahrheit mit ihrem Kopfe ein. So erzählt der Geschichtsschreiber Eusebius vom Bischof

Prokop, daß er vor Gericht aufgeföhrt worden sei, den Götzen zu opfern. Da bekannte er: „Ich kenne nur einen Gott, der gebietet, daß man einzig und allein nur ihm opfern dürfe.“ Nun befahl man ihm, den Statuen der vier, damals regierenden Kaiser zu opfern; er aber erwiderte mit den Worten des Dichters Homer: „Viele Herren sind keine gute Sache, ein einziger sei König!“ — und wurde enthauptet.

Den Juden war das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit noch nicht klar bekannt. Gottes Güte verbarg es ihnen noch; bei ihrer Neigung zur Vielgötterei hätte sonst unter dem Einfluß der heidnischen Nachbarvölker ihr Gottesdienst leicht zum Götzendienst werden können; deshalb auch die nachdrückliche Betonung der Einheit Gottes. Anklänge und Spuren unseres Geheimnisses erkennt man aber auch schon im Alten Testament. So in den Stellen, wo Gott von sich in der Mehrzahl redet. Als die Frevler zu Babylon das gewaltige Bauwerk errichteten, um den Himmel förmlich zu stürmen, sprach Gott zu sich selbst (1. Mos. 11, 7): „Auf, laßt uns niedersteigen und ihre Sprache verwirren, daß keiner die Sprache seines Nachbarn verstehe.“ — Man könnte nun einwenden, es sei doch nichts Besonderes, daß hochstehende Personen von sich in der Mehrzahl sprechen, auch wenn es sich nur um einen einzigen handelt, so redet ja auch der Kaiser von sich in der Form „Wir“. — So zutreffend dies ist, so wenig kann man damit die fraglichen Stellen der heiligen Schrift erklären, besonders die, in denen Gott von sich in der Mehrzahl und dann wieder in der Einzahl redet, z. B. die Stelle von der Erschaffung des Menschen: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis... und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde“ (1. Mos. 1, 26f.), oder wenn der Prophet Jaias sagt (6, 8): „Ich vernahm die Stimme des Herrn, welcher sprach: „Wen soll ich senden, und wer wird uns gehen?“ Sollte in dieser und zahlreichen anderen Stellen nicht schon angedeutet sein, daß es in Gott Einheit und Mehrheit zugleich gibt?

In den Weissagungen aber, welche sich auf den Messias beziehen, wird der Messias als eine Gott gleichstehende Person bezeichnet, so in dem bekannten Psalmvers (Ps. 109, 1): „So sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten!“ Von einer dritten Person ist schon die Rede im 1. Mos. 1, 2, wo es heißt: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern;“ und bei Joh. (33, 4), wo der Mensch durch Gottes Geist erschaffen erscheint: „Gottes Geist hat mich erschaffen, und des Allmächtigen Hauch belebet mich“ u. a. Als schöpferisch wirkende Ursachen, und damit als Personen, wird das „Wort“ und der Geist vom Psalmisten (32, 6) gepriesen: „Durch das Wort des Herrn sind die Himmel gegründet und durch seines Mundes Hauch ihr ganzes Heer“ usw.

So entdecken wir im Alten Testament Spuren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, aber eigentlich doch erst, nachdem uns das Geheimnis im Neuen enthüllt worden. Die Christen, welche der Heiland nicht mehr als „Knechte“, sondern als seine „Freunde“ betrachten wollte, sollten auch einen tieferen Einblick in das Wesen Gottes erhalten, sollten diese Wahrheit kennen lernen, die ein christlicher Schriftsteller das „Zentrum“ nennt, „von dem alle Glaubenswahrheiten wie die Strahlen auslaufen“. Die jedem Kind vertrauten Gotteserscheinungen bei Jesu Taufe am Jordan und bei seiner Verklärung auf dem Berge Tabor bereiteten schon darauf vor. Aber noch bis zu seiner Himmelfahrt wartete der Heiland mit der Himmelskunde. Da erst beauftragte er seine Jünger, im Namen der drei göttlichen Personen, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes alle Welt zu lehren und den Glaubensbereiten das erste und notwendigste Sakrament, die Taufe, zu spenden. Sein Lieblingsjünger aber brachte diese Glaubenslehre auf den mustergiltigen Ausdruck (1. Joh. 5, 7): „Drei sind's, die Zeugnis geben im Himmel; der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins.“

Warum die erste Person „Vater“, die zweite „Sohn“ oder „Wort“, die dritte „heiliger Geist“ genannt werden, mag einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben.

Die Kirche aber hat, fast eifersüchtig, über den Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit gewacht, hat ihm im Glaubensbekenntnis eine hervorragende Stelle gesichert, hat ihn gegen Irrlehrer stets siegreich verteidigt und verpflichtet jedes ihrer Mitglieder, schon den unmündigen Täufling, auf dieses Geheimnis.

Wie aber begegnen wir hier dem Widerstand unserer Vernunft, wie können wir diese Lehre von Einheit und Vielheit in Gott unserem Denken näherbringen? Viele Versuche sind da gemacht worden, selten waren sie glücklich. So hat man dabei an drei Kräfte in Gott gedacht, an Geistesäußerungen, wie Denken, Vorstellen, Begehren, oder an die Beziehung Gottes zur Welt, die sich auf seine Allmacht, Weisheit und Heiligkeit zurückführen läßt usw. Aber all das entspricht nicht den Stellen der heiligen Schrift, die von drei wirklichen Personen redet. Man muß unbedingt festhalten, daß jede der drei Personen wahrer Gott ist, — denn so werden sie genannt und jeder einzelnen werden die göttlichen Kräfte, Eigenschaften usw., kurz, die göttliche Natur oder Wesenheit zugeschrieben —, und daß es trotzdem nur einen Gott gibt. Die Schwierigkeit für uns liegt darin, daß wir uns dies nicht vorstellen können; und wir können uns dies nicht vorstellen, weil uns bei keinem der geschaffenen Dinge, die uns umgeben, etwas Ähnliches begegnet. Wenn wir z. B. drei menschliche Personen vor uns sehen, so haben wir zugleich auch drei Menschen. Deshalb ist unser Verstand auch geneigt zu schließen: drei göttliche Personen, dann auch drei Götter. Das aber widerspricht dem Glauben und, wie uns schon Tertullian sagte, auch der Vernunft.

Wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir uns fragen, woher es denn kommt, daß drei menschliche Personen drei Menschen sind. Das hat seinen Grund darin, daß jede dieser drei menschlichen Personen eine besondere menschliche Natur oder Wesenheit, also jede ihre eigne Seele und ihren eignen Leib hat, deshalb muß auch jede der drei Personen ein besonderes, von den anderen nicht nur unterschiedenes, sondern sogar getrenntes Wesen sein. Wenn also die drei göttlichen Personen nicht auch drei Götter sind, so muß es daher kommen, daß nicht jede ihre eigne, von der der drei anderen Personen getrennte, Wesenheit hat. Damit ist in der Tat des Rätsels Lösung gegeben: die drei göttlichen Personen sind voneinander verschieden, aber nicht wie Menschen es sind durch verschiedene menschliche Naturen. Sie sind Gott, weil sie dieselbe, einzige göttliche Natur haben, aber nicht wie Menschen dadurch Menschen sind, daß sie eine von den vielen menschlichen Naturen haben. Daher kommt es auch, daß bei Gottes Wirken zu unserem Heile alle drei göttlichen Personen beteiligt sind, auch wenn wir Gott Vater besonders danken für Erschaffung und Erhaltung, Gott Sohn für unsere Erlösung, Gott heiligem Geist für unsere Heiligung.

Freilich, erschöpfend erklärt ist damit das Geheimnis noch nicht, und wir müssen uns sogar bescheiden, dies niemals zu können, denn wir werden Gott auch im Himmel nicht begreifen. Das Wort des heiligen Athanasius ist eben nur zu wahr: Ein Gott, den wir wirklich vollkommen erkennen könnten, wäre kein Gott. Zwar haben sich heilige Väter und Kirchenschriftsteller bemüht, durch Vergleiche die Schwierigkeiten etwas zu mindern. Aber Vergleiche hinken, und wenn sie in einer Beziehung treffend sind, so schießen sie in anderer umso kräftiger daneben. So der Vergleich des Dionysius von Alexandria von dem Wasser, das verschiedene Namen trägt in der Quelle, im Bache und im Flusse, obgleich es wesentlich dasselbe bleibe; oder der des hl. Augustinus von der menschlichen Seele, in der drei Dinge, Verstand, Gedanken und Liebe in ähnlicher Beziehung zueinander stünden: der Verstand bringe die Gedanken hervor, die Gedanken entstünden im Verstand, die Liebe gehe hervor aus Verstand und Gedanken; oder der Vergleich des Tertullian, in dem Gott Vater ähnlich der Sonne ist, welche die Lichtstrahlen (Gott Sohn) aussendet, während die Wärme (hl. Geist) in Sonne und Lichtstrahlen zugleich ihren Ursprung hat.

Der hl. Bernhard ist eben noch nicht widerlegt, wenn er sagt: „Die hl. Dreifaltigkeit zu ergründen, ist Vermessenheit; sie glauben, ist Frömmigkeit; sie anbeten und bekennen, ist Leben und ewige Seligkeit“. Wenn aber Goethe spottet, mit dem Bekenntnis der hll. Dreifaltigkeit behaupte man, drei sei eins, und eins sei drei — so erlaubt er sich eine Verdrehung. Es fällt uns gar nicht ein, zu sagen: ein Gott sei drei Götter, oder 3 Personen seien eine Person, oder umgekehrt, sondern wir behaupten, von Gott selbst belehrt: In Gott sind drei göttliche Personen; oder umgekehrt: die drei göttlichen Personen sind nur ein Gott!

Wir brauchen solch oberflächliches Gerede gar keiner Widerlegung zu würdigen, nachdem der Philosoph Hegel diesen Leuten schon ins Stammbuch geschrieben: „Gegen diese Wahrheit, daß Gott der Dreieinige ist, bringt der Verstand seine Kategorien der Endlichkeit vor: Drei können nicht eins sein u. s. f. Allein von den Drei als Zahl ist hier gar keine Rede; es ist die gedanken- und begriffslose Weise, diese Formen hereinzubringen.“

Pflichter ist es, demütig zu sprechen:
„Dich bet' ich an, dich lob' ich allezeit,
O heiligste Dreifaltigkeit!“

P.

Am hl. Dreifaltigkeitsfest

Preis, dreieiniger Gott, sei Dir,
Unerforscht in Ewigkeit,
Segnend waltend für und für,
Herrschend über Welt und Zeit!

Aller Welt- und Himmelsraum,
Sonnenleuchtend, sternbesät,
Ist nur Deines Reibes Saum,
Dreimal heil'ge Majestät!

Doch die Erde arm und klein
Strahlt von Deiner Schönheit Glanz,
Und sie schmückt als Gekleid
Deiner Gotteskrone Kranz.

Hier haßt Du Dich offenbart,
Vater, Sohn und Geist zugleich:
Dreifach ruhmvoll, heil'ger Art,
Dreifach groß und segensreich.

Vater, Schöpfer, ew'ger Hort,
Der das All erschuf aus Nichts!
Sohn, Du Heiland, ew'ges Wort!
Geist, Du Quell des Lebenslichts!

Dreimal Heil'ger! hoch beglückt
Jauchzt die Erde auf zu Dir,
Reich begnadigt und geschmückt
Singt sie dreimal Heilig Dir.

Doch auf Deines Wesens Grund
Dringt kein armer Erdengeist,
Still anbetend preist der Mund
Dich, Gott Vater, Sohn und Geist!

Fronleichnam

(Nachdruck verboten.)

Die älteste Urkunde der Welt erzählt von dem vertrauten Verkehr der Gottheit mit dem ersten Menschenpaare, der Himmel war niedergestiegen zur Erde, und darum gab es auf der Erde ein Paradies. Als aber die Sünde in die Welt gekommen war, da zog statt der Liebe die Furcht vor Gott ein in des Menschen Herz, der Schrecken vor seiner Gegenwart statt der vertrauten Hingabe an ihn; aber die Erinnerung an die ersten Zeiten konnten sie nicht tilgen, sie blieb wach unter den Völkern. Und darum hofften, sehten und verlangten sich nach einem „Wohnen Gottes“ in der Mitte, nach seiner Gegenwart in höherer, vollkommenerer Weise, als er in der Schöpfung durch sein Wesen, seine Macht und sein Walten gegenwärtig ist, in sichtbarer, leiblicher Gestalt für die sichtbare, vom Leibe umkleidete Menschennatur. In der Tat, das tiefste Wesen aller Religion konzentriert sich in der einen Idee des Immanuel, „Gott mit uns“; Gott ferne dem Menschen, der Mensch fern von Gott, das ist das Wesen der Irreligion in Lehre und Leben, unter welchen Formen sie immer erscheinen mag.

Was die Menschheit im ganzen und großen bewegt, tief innerlich ergreift und bestimmt, und zwar nicht das eine oder andere Mal, sondern durch die Jahrtausende der Weltgeschichte, das kann nicht bloß und ausschließlich ein Irriges sein; denn dann wäre der Irrtum stärker als die Wahrheit. Das Heidentum, was war es anders als der laute, mächtige Ruf der Menschheit nach ihrem Gott, den sie verloren, der sich ihr verborgen hatte hinter dem Vorhang seiner Schöpfung? Darum baute der Mensch seine Altäre, errichtete Bilder und Heiligtümer, damit der Gott in ihnen wohne; der Germane erblickt ihn in seinen heiligen Hainen, der Grieche in dem Bilde des Zeus zu Olympia, der Chaldäer schaut in dem klaren Lichte der Sonne und in dem Sternenhimmel am heitern Nachthimmel seine Götter; er wirft sich nieder vor den Gebilden von Holz und Stein und betet sie an; er spricht zur Kreatur: Sei du mein Gott! denn er kann, er will nicht leben ohne eine gegenwärtige Gottheit. Und der Pantheismus in der alten wie in der neuen Welt, der überall Gott schaut, der falsche Mystizismus, Spiritualismus und Fanatismus von den Sufis des Orients bis zu den Quietisten und Quäkern der christlichen Jahrhunderte, die in jedem Bilde ihrer Phantasie Gott erblicken, in jeder Regung ihres Gefühles Gott fühlen, das alles ist nur die Ausartung jenes Dranges, Gott in anderer Weise zu sehen, zu hören, zu vernehmen als in den äußeren Umrissen seiner Macht, Weisheit und Liebe, die seine Hand der Schöpfung aufgeprägt, als er sie ins Dasein rief.

Ist so der Glaube an die Gegenwart Gottes unter den Menschen der Hintergrund aller Religion, dann kann die Offenbarung ihn nicht verleugnen, dann muß in der höchsten und vollendeten Offenbarung, dem Christentum, in höchster und vollkommenster Weise Gott gegenwärtig werden. Oder sollten für die wahre Religion keine Heiligtümer auf Erden stehen? Sollte der Mensch nur suchen und nie finden? Darum ist die Gottheit der Welt erschienen nicht bloß im Worte, das an den Geist sich wendet, nicht bloß in der Gnade, welche sich hineinlegt in das Herz; sie erscheint sichtbar für die in die Sichtbarkeit versenkte, durch sie in allweg bedingte Menschenseele. Darum erbante er in Israel sich ein Heiligtum, und „wahrhaftig, es war kein Volk, das seine Götter so nahe gehabt hätte, wie Israel Gott sich genah.“ Darum jauchzt Israel seinem Gott entgegen: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Gott! Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Tempels: wann darf ich kommen, wann vor ihm erscheinen?“

Wie das Opfer des Neuen Bundes höher ist und unendlich erhabener als jenes des Alten, so ist erhabener die Herrlichkeit des erscheinenden Gottes im Heiligtum des Neuen Bundes. Und seine Erscheinung, wie sie der Alte Bund geweissagt, Israel erwartet hatte, verkündet der Liebeslinger: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ Der Mensch durfte ihn sehen, hören, mit seinen Händen berühren. Der Vorhang des Tempels zerriß, denn nicht mehr geschieden, mitten unter seinem Volke

Wohlgewandelt, die Erwähnung der Seidenwelt ziehen heran, ihre Seiden zu bringen; denn Gott ist erschienen. Israel in seinen unsterblichen Söhnen betet an, wie einst Moses in der Wüste; alles ist erfüllt, was der Prophet verkündet, was die Menschheit verlangt, wonach die Welt sich gesehnt, erschienen der Immanuel. Da ist das Paradies wiedergekehrt auf die Erde, denn Gott wohnt auf ihr, sie ist geweiht und gesegnet von dem begnadigten Menschen an, dem er die Hand aufgelegt und Heil gesendet, bis zum Staube, den seine Füße berührten.

Aber Jesus Christus ist heimgegangen zum Vater. Sollte nun die Erde wieder veröden, wieder der Himmel sich verschließen, der einen Augenblick sich aufgetan, auf den kurzen Tag der Freude wieder eine lange, düstere Nacht sich lagern über die Welt? Und den Millionen und Millionen nach ihm, in deren Brust ebenso tief, ebenso mächtig, ebenso unvergänglich die Sehnsucht liegt, ihren Gott gegenwärtig zu schauen, jene Sehnsucht, die einen Simon ausrufen ließ: „Herr, nun laß meine Seele in Frieden scheiden, denn meine Augen haben das Heil gesehen“ — was sollte diesen werden? Sollte das Wort Fleisch geworden sein, um ein kurzes Menschenleben auf Erden zu wandeln und dann auf immer sie wieder zu verlassen, so fragt mit Recht Settinger in seiner „Apologie des Christentums“.

Nein, Gott nimmt nicht mehr zurück, was er seiner Verheißung gemäß der Welt gegeben. Darum spricht der Herr zu den wegen seines Scheidens trauernden Jüngern: „Ich lasse euch nicht zurück als Waisen. Ich bleibe bei euch bis ans Ende der Welt.“ Seine Weisheit hat den Weg gefunden, und seine Liebe hat es nicht verschmäht, ihn zu betreten, ist er gleich der Weg der tiefsten Erniedrigung, tiefer noch als jene der Menschwerdung. Er ist gegenwärtig unter dem einfachsten, natürlichsten, allgemeinsten Gebilde der Erde, dem Symbole der Nahrung und des Menschenlebens, Brot und Wein. Wie er einst die Majestät Gottes verborgen unter dem Geheimnisse seiner Kindheit, seiner Armut, seiner Schwäche und seines Kreuzes, so birgt er sie hier in dem Geheimnisse des Sakraments. Es ist der tiefste Grad seiner Erniedrigung, das höchste Wunder seiner Liebe.

So ist das heiligste Sakrament nur die Vollendung des Werkes der Erlösung; des Werkes der Liebe: durch seine Geburt ward er der Gefährte, das Vorbild und Licht auf dem Pfade unseres irdischen Lebens, durch seinen Tod ward er das Veröhnungsoffer für unsere Sünden, im allerheiligsten Sakrament stets gegenwärtig ist er unser Trost, unsere Speise, unsere Wonne, unser Himmel auf Erden. Dieses Geheimnis spricht Chrysostomus, macht die Erde zum Himmel. Nun haben wir keine Ursache mehr, die Jünger zu beneiden. Nun ist die Erde nicht mehr eine öde, gott- und liebeleere Wüste, nicht bloß ein Jammerthal, ein Grab, das alles verschlingt, nicht mehr liegt der Fluch des Todes und der Nichtigkeit wie ein Trauerflor über unserem Leben. Die sakramentale Gegenwart unseres Gottes strahlt hinein in die Finsternis der Welt und verschleudert die Nacht, erleuchtet, verkündet und vergöttlicht alles. Nun ist die Sichtbarkeit dieser irdischen, materiellen Welt nur der Schleier, unter welchem die Herrlichkeit des ewigen Lebens, die neue Erde heranreift, wie unter dem Schleier der Gestalten die Glorie des Heilandes sich verbirgt. Und das große Trauerlied, das durch die Welt geht, welche keinen Heiland hat und keinen Altar, wo er wohnt, wo wir Himmelsfreuden kosten und Kräfte des Ewigen empfangen, wandelt sich um in die Jubelhymne: Tiefgebeugt laßt uns verehren...

Glück

(Nachdruck verboten.)

Von Menschen, die sich um ihren Unterhalt mehr oder weniger quälen müssen, hört man oft einen Stoßsenfzer, der nahezu eine stehende Redensart ist. „So viele Leute sind glücklich“, röhnen sie, „so viele leben in Ueberfluß und Freuden, nur ich muß mich schinden und abmühen.“

Es ist an diesem Stoßsenfzer eigentümlich, daß er eine Anschauung ausspricht, die sehr verbreitet ist, nämlich, daß Geld und Besitz das Glück darstellen.

Aber was ist Glück? Wenn man mit der berühmten Laterne des berühmten Weisen Diogenes den Menschen suchen würde, der sich vollkommen glücklich fühlt — man würde ihn schwerlich irgendwo finden.

Oh, in jedem Leben gibt es Momente des Glücks. Die Liebe bringt sie, der Zufall kann sie bringen, wenn man z. B. als geldarmer Mensch unerwartet ein Vermögen erbt oder einen großen Lotterietreffer macht. Vor allem aber, wenn man auf ein großes Ziel hinarbeitet und es mit einer Kraftanstrengung erreicht. Dann ist das Glück da und dauert Tage und Wochen. Und dann kommt der Rückschlag. Und dieser kommt immer und auf jeden Fall. Wenn gar das Glück im Genuß gesucht wird, macht er sich am stärksten fühlbar.

Nein, im Genuß und in Unterhaltungen ist das Glück nicht zu finden, und auch nicht in einem Leben ohne Sorgen. Denn wenn die Sorgen auch fehlen, stellt sich Langweile ein und ein unbestimmbares Sehnen nach Unbekanntem, das das Herz beschwert und das Gemüt unbefriedigt läßt.

Was ist also Glück? Manche haben davon die Vorstellung von etwas, wie von stetem Genießen, fortwährendem Singen, Tanzen, Lieben, Tafeln, sich freuen — lauter Unmöglichkeiten, da sie kein Mensch ausbauen und aushalten könnte.

Viele meinen, das Glück bestehe im Reichtum. Jeder Ver-

münftige weiß, daß es nicht wahr ist. Sorgen und Schmerzen und Uebel aller Art sind bei dem Reichen ebenso zu Hause wie bei den Armen. Auch Ansehen, Ruhm, Ehrenstellen machen nicht das dauernde Glück aus, denn gerade sie sind von der steten Sorge begleitet, daß das Postament, auf dem man steht, durch irgend-einen Umstand ins Wanken gebracht werden könnte.

Also wo ist das Glück? ... Als „Ding an sich“ ist es zweifellos gar nicht zu finden. Vielleicht aber wohl als Produkt des eigenen Denkens, der eigenen Vorstellung des einzelnen. Wenn wir uns in einen Zustand denken, der so beschaffen ist, daß man auf die Frage: „Möchtest du es anders haben? Möchtest du mit jemand tauschen?“ — ein entschiedenes „Nein“ als Antwort kommt, so wäre dies gewiß ein Glücksstand. Er dürfte jedoch als dauerndes Gefühl sehr selten zu finden sein. Denn das wäre eine Wunschlosigkeit, die der menschlichen Seele fremd ist. So viel wir auch haben und erreichen, so viele neue Wünsche stellen sich in unserem Herzen ein.

Vielleicht aber liegt das Glück wirklich nur in einem gewissen Grade des Wünschens und Wollens. Die Aussicht auf Erfüllung dessen, was wir mit vernünftiger Begründung hoffen, ist entschieden ein Zustand des Glückes. Und ebenso auch, wenn wir das arbeiten, schaffen und vorwärtsbringen, wofür wir Vergabung haben, und was wir gern und mit geneigtem Herzen tun.

Und am besten dann, wenn wir einem bestimmten Ziel zusteuern und Schritt um Schritt die Schwierigkeiten besiegen, die sich uns in den Weg stellen. Denn jeder Schritt zum Ziel ist ein Sieg und eine neue Hoffnung. Denn immer wieder lockt ein neuer Sieg und ein neues erstrebenswerteres Ziel.

So bestünde also das menschliche Glück eigentlich im Schaffen, im Arbeiten, im Streben — ein Glück, das von jedem bitteren Nachgeschmack frei ist. Und daß dies ein wahrer Glückszustand ist, sind wir in innerster Seele überzeugt, bis man uns eines anderen, besseren belehrt.

Der Herrgottsweizen

Novellette von P. Schlauf.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, Herr, Ihr mögt große Augen machen, aber wahr ist es doch! Zwischen den Felsen am Kreyerloch hat früher einmal Weizen gestanden. Ja, Weizen. Grad solcher, wie der da draußen in der Flur; nur war er kleiner und hatte dünnere Halme.“

Ich kannte das Kreyerloch und die grauen Felsen rechts von dem jäh abschüssigen Weg. Magere Beckenellen fristeten dort ihr kümmerliches Dasein, und Farnkraut. Aber Weizen! — „Ihr wundert Euch, Herr! Aber seht, wenn man mal so alt ist, wie ich nun bin, dann macht einem das Ausschneiden keinen Spaß, und überhaupt ist das Ärgern all mein Leben lang nicht mein Handwerk gewesen.“

Und nun hört! Ihr kennt ja die alte Mühle im Kreyerloch. Ich hab sie nun an die sechs Jahre nicht mehr gesehen. Die Füße wollen nicht mehr so recht variieren, wenn man die Achtzig mal überschritten hat. Aber als ich das letztmal unten gewesen bin, war das Dach schon eingestürzt und der dicke, eichene Wellbaum am Mühlrad mitten entzwei gebrochen.

Vor langer Zeit war das die schönste Mühle im ganzen Tal und der Kreyer-Müller war ein reicher Mann und hatte mehr Taler im Sad, als der reichste Bauer in der Gegend. Ihr wißt ja, Herr! Die Mühle sind meistens recht pflüchtige Leute, denn die machen sogar den Sand zu Geld, den sie ihren Kunden mit der Frucht vermahlen. Der Müller hatte einen Sohn; Matthes hieß er. Der stand in meinem Alter und war ein Prachtlerl; groß und schön gewachsen und dabei ein lustiger Rumpun. Der ließ keine Kirchweih im Stich und war überall dabei, wo es lustig herging. Und gar manches Mädchen war wohl im Dorfe, dem der Wunsch im Kopfe gesteckt hat, Frau Müllerin zu werden; denn wenige scherte es, daß der Matthes ein wässrer Mensch gewesen ist.

Aber keines von den Frauenzimmern, die ihm nachgerannt sind, hats erreicht. Und ein Glück ist wohl für die Mädels gewesen, und nicht sonderlich leid hätte es ihnen zu tun brauchen, denn gezeigt hats sich später, was es heißen sollte, des Müller-Matthes Frau zu sein. Und die schließlich seine Frau geworden ist, die ist todunglücklich geworden durch den schlechten Keel und jämmerlich an ihm zugrunde gegangen. Eine traurige Geschichte ist das, und die zwei, die es am nächsten anging, denen hat sie das Leben in Scherben geschlagen. Und eines von den beiden, die es betroffen, das bin ich.“ —

Ein Weilschen blieb es still in der Stube, und der Alte sah nachdenklich vor sich hin. Als er dann aber wieder anhub zu erzählen, klang seine Stimme seltsam zag und scheu, wie die Erinnerung, der sie die Worte gegeben.

„Grad solch ein schöner Spätsommertag ist's gewesen wie heute, da ich als Handwerksbursche drunten die Straße entlang gezogen bin. Schlechte Zeiten waren damals, und bei mehr als einem Meister hatte ich schon vergebens um Arbeit angelockt. Recht verdrücklich und verzweifelt, mit wundgelautenen Füßen und ohne einen Groschen im Sad bin ich hier im Dorfe angekommen. Aber just an jenem Tage hab' ich Glück gehabt. Doppeltes sogar!“

Seht drüben das alte Bauernhaus, wo auf den Fensterbänken Goldlack und Geranien blühen, wie ehemals vor Jahren. Damals aber, grad als ich des Weges vorbeikam, sah hinter den Blumen her ein liebes Mädchengesicht so teilnahmsvoll und freundlich auf mich armen Handwerksburschen nieder, daß es mir ordentlich heiß ums Herz wurde. Da sagte ich mir etwas Mut und hab' sie um einen Trunk frischen Wassers gebeten, und lächelnd hat sie ihn mir gereicht. Und ob ich auch Hunger hätte, fragte sie, denn sie habe gehört, es sei eine schlechte Zeit für die

armen Handwerksburschen, und da wäre es wohl leicht einem passieren, daß die Spargroschen ausgingen. Aber ich hab' gedacht, Hunger hatte ich wohl, aber zu stolz bin ich gewesen, um mir das vor ihr anmerken zu lassen. Und just wollte ich mit einem freundlichen „Vergetts Gott“ meines Weges weiter ziehen. Aber es kam anders. Grad, als ich mich zum Gehen wenden wollte, da klopfte mir jemand auf die Schulter, und ich sah mich um. Ein Mann in Schurzfell und Hemdsärmeln, dem ich mein Handwerk anjah, stand bei mir und redete mich an:

„Ist's dir um Arbeit zu tun, mein Junge?“

„Freilich! Aber sehr schlecht sind die Zeiten, und nichts kann ich finden.“

„Glaub' ich schon“, meinte er, und ein Schelmglächeln erhellte sein schwarzberuhtes Gesicht. Und indem er mit einem lustigen Augenzwinkern zum Fenster hinüberblinzelte, wo das Mädchen stand, sagte er: „Freilich, freilich! Die Jungfer Diefel kann dir keine Arbeit verschaffen.“

Arg rot bin ich da geworden vor Verlegenheit und die Diefel auch. „Da hab' Ihr wohl recht“, meinte ich, „aber woll's Gott, daß Ihr Meister, Arbeit für mich hab'.“

„Getroffen“, sagte er. „Bei mir kommst du an die richtige Schmiede. Einen Gefellen such' ich mir, und wenn du dein Handwerk verstehst, so sollst du es gut bei mir haben. Doch sein brav mußt du sein, mein Junge! Nicht wahr, Diefel?“

Aber die war nicht mehr da.

„Nun, komm mit herüber“, sagte da der Meister Rörig und führte mich ins Haus. „Arg müde wirst du sein und Hunger wirst du wohl auch haben, wenn du es auch der Diefel nicht hast eingestehen wollen“, meinte er lachend.

Ein armer, heimatloser Geißel! Bin ich bis dahin gewesen. Ganz früh waren meine Eltern gestorben, und fremde Leute, die mich aufgezogen hatten, waren nicht sonderlich gut mit mir verfahren. Und hart sind auch meine Lehrjahre gewesen. Aber mit dem Tage, an dem der gute Meister Rörig mich hier von der Straße in sein Haus genommen, hat für mich ein neues Leben angefangen.

Hertzlich gut sind sie zu mir gewesen; die Frau Meistlerin nicht weniger als ihr Mann. Kinder waren keine da, und nicht allzulange bin ich im Hause gewesen, da hatten die beiden Deutschen mich so lieb gewonnen, als wäre ich ihr eigen Kind.

Aber ich glaube, daß mein Meister auch wohl ein Recht hatte, mit mir zufrieden zu sein, denn in der Arbeit hatte es mir wohl kein zweiter gleichgetan, und ich darf wohl ruhig sagen, daß die Funken noch niemals so lustig durch Meister Rörigs Schmiede geflogen sind, wie jetzt damals. Und das hatte, abgesehen davon, daß mein Meister so gut gegen mich war, noch einen anderen Grund. Seht, wenn ich damals am Amboss stand und den Hammer schwing, da ist es nicht selten vorgekommen, daß die Diefel, derentwegen ich beinahe an Meister Rörigs Schmiede vorbeigekommen wäre, wie das erstemal, da ich sie gesehen, am Fenster stand und mit freundlichen Augen zu mir in die Schmiede hinüber sah. Darum ist's auch kein Wunder gewesen, daß ich geschafft habe für zwei, denn wenn das Herz was Liebes hat, dann haben die Arme doppelte Kraft, und es ist ein fröhlich Werk.

Nicht sonderlich flott ist's zwar vorwärts gegangen mit unserer Liebchaft. Manch freundlich Wort ist wohl bald zwischen uns die Straße hinüber und herüber geflogen und manch' heimliches Grinsen. Aber geblieben ist's auch dabei fast ein volles Jahr. Es hätte auch kaum anders sein können, denn zu schüchtern sind wir gewesen, uns das zu sagen, was uns im Herzen lag. Und der Vater der Diefel hat seine Tochter scharf bewacht. Ein stolzer Bauer ist's gewesen, zwar nicht der reichste im Dorfe, aber den größten Dünkel hat er gewiß gehabt. Und wenn der gesehen hätte, daß die Diefel mich armen, hergelaufenen Gefellen gern gehabt, so hätt's gewiß einen Heidenrath gegeben.

Aber gekommen ist der Tag doch, auf den wir beide still gewartet haben. — Auf der Kirmes wars im nächsten Jahr. Die Linden haben damals geblüht und geduftet, und die Musikanten haben so lustig geseufelt und geblasen, daß niemand traurig sein konnte. Nur ich, ich bins gewesen. Still in einer Ecke hab' ich gesessen und hab' in den Trübel geschaut und hab' nur Augen gehabt für die Diefel. Aber keine Zeit hat die gehabt, mich anzuschauen, und wenn der eine Tänzer sie freigegeben, dann nahm sie ein anderer in den Arm. Gar zu gern hätte auch ich das getan, aber nicht gewagt hab' ich's, mich mit den reichen Bauernsöhnen, die sich um die Diefel stritten, in dieselbe Reihe zu stellen. Aber einmal ist es mir gewesen, als müßte ich aufspringen und sie in meine Arme reißen. Das war, als der Müller-Matthes sie zum erstenmal zum Tanz holte. Gott, hab' ich gedacht, weshalb muß das geschehen? Dieser Schandkerl, von dessen Schlechtigkeiten die ganze Gegend redet, und dieses unschuldige Mädchen! Ein Jammer ist das! Aber nichts zu ändern ist dran gewesen, und Tanz für Tanz hat nun der Müller die Diefel geholt.

Nach dem Vater der Diefel habe ich da geschaut, ob's dem so recht sei. Ja, freilich, Mit seinem gelben, verknitterten Gesicht hat der dageessen und kein Auge von den beiden verwandt. Und ansehen hat man's dem Stolzen können, wie's ihn freunt, und im Stillen mag er ausgerechnet haben, wieviel Morgen Ackerland durch die Heirat zusammenkämen.

Bis in den Abend hab' ich so dageessen, traurig in all dem Kirmestrubel. Da bin ich schließlich hinausgeschlichen und wollt mein Leid nach Hause tragen. Aber ich hab's nicht über mich gebracht und bin wieder umgekehrt. Und unter den blühenden Lindenzweigen hab' ich dageessen, und drinnen im Saal haben die Musikanten so süß und lustig gespielt, als wollten sie mich höhnen, daß ich gar so traurig war und elend.

Aber grad, wie ich mich so tief in meine Gedanken verloren hatte, die gar so schwer und bekümmert gewesen sind, da hat mit einemmal die Diefel neben mir gestanden. —

„Du, Diefel? Und weinen tust du?“

„Das war nicht recht von dir, Heinrich“, hat sie gesagt, „nich' nimm ein einzigmal zum Tanz zu holen. Und nun sitzt du hier, und ich soll drinnen fröhlich sein und tanzen?“

„Wird schon ohne mich gehen“, hab' ich da ganz bitter gesagt. „Und schlecht tāt's passen, wenn ich armer, hergelaufener Gefell mit der Diefel tanzen sollt. Wohl schöne Augen würd' der Müller-Matthes machen und dein Vater auch.“

„Recht hast du leider, Heinrich, und viel böses Gerede würd's geben, wenn sie es merkten. Aber nicht so traurig sollst du sein, denn wenn auch der Matthes mit mir tanzt und der Vater es so haben will, mein Herz hat er drum doch nicht! Das gehört einem anderen.“ — Und ganz lieb hat sie mich dabei angeschaut und ihre Hand auf meine Schulter gelegt.

Da bin ich aufgesprungen. „Diefel, ist's wirklich wahr?“

Da hat sie genickt. „Gar zu gern hab' ich dich, Heinrich, und längst hättest du es wissen können.“

Ein schöner Abend ist's gewesen, und tausend Sternlein haben über den blühenden Linden gestanden und freundlich auf uns niedergeschaut. Und manch Wort haben wir uns gesagt, was ich all' mein Lebtag im Herzen bewahrt habe.

Biel Freude hab' ich gehabt, aber auch manche Sorge. „Sieh, Diefel“, hab' ich gesagt, „nun stecken sie mich im Herbst in des Königs Rod und viel kann passieren in den Jahren, wo ich fort bin. Und wenn ich dann wiederkomme, mag's leicht sein, daß ich dich nicht mehr finde.“

„Hab' keine Angst“, hat sie da treuherzig gesagt. „Biel Mut habe ich, und keinem soll's gelingen, daß er mich dir abspenstig macht. Keiner Menschenseele!“

Ein höhnisch Lachen hat uns da erschreckt und aus der Hede, an der wir eben vorbeikamen, ist plötzlich der Müller-Matthes gesprungen und hat vor uns gestanden. „Gar schöne Geschichten bekommt man ja hier zu hören“, hat er hämisch gezipst. „Wart' nur, du armer Schlucker, dir will ich's stecken!“

„Ein armer Schlucker bin ich wohl, Müller! Aber ein ehrlicher Kerl bin ich auch! Du aber bist das nicht! Und wenn du dich mit mir messen willst, so komm nur heran! Keine Angst habe ich vor dir!“

Aber er hats nicht geraten gefunden, mich anzurühren. „Paßt nur auf“, hat er aber gedroht, „ihr sollt' mich noch kennen lernen“. Und dann ist er weiter gegangen.

So haben sie es denn auch bald im ganzen Dorf gewußt, daß die Diefel und ich uns gern hatten. Und am Tage nach der Kirmes habe ich gehört, wie uns gegenüber von morgens bis abends die Türen zugeschlagen wurden und der Vater geschimpft und gewettert hat, daß man es über das ganze Dorf hören konnte. Auch mein Meister hat bald die Geschichte erfahren. „Was ist das eigentlich mit dir und der Diefel?“ hat er mich eines Tages gefragt.

„Daß wir uns gern haben, Meister! Wahr ist es!“

„Eine schöne Sache!“ hat da der Meister ganz ernsthaft getan. „Und einbilden tust du dir, daß der Alte da drüben dir wirklich sein einzig Kind gibt und seine halbhundert Morgen Acker hinzu? Schlecht mag ich das glauben!“

„Mag er seine Morgen Acker nur ruhig behalten“, habe ich da in meinem jugendlichen Feuerifer gerufen, „um die geht es mir nicht. Aber die Diefel bekomme ich Meister! Das sage ich Euch!“

„E' ist bald gesagt. Aber schwer wird es dir halten, soviel zu verdienen, daß du die Diefel zur Frau Meistlerin machen kannst. Nun mußt du zunächst Soldat werden, und hernach wird's auch noch Jahre dauern, bis du soweit bist.“

Recht hatte er ja, aber daß er mir mit so trockenen Worten meine Liebe zur Diefel aus dem Herzen reden wollte, das mochte mir nicht gefallen. „Kann sein, daß es richtig ist, was Ihr sagt, aber auf ein paar Jahre wird's auch der Diefel nicht ankommen. Sie weiß ja, daß ich ein ordentlicher, fleißiger Bursche bin, der mit seinen kräftigen Armen schon etwas zuwege bringen wird.“

„Nur nicht so higig, du junger Brausekopf“, meinte da der Meister, plötzlich ganz heiter. „Denn weißt du, die Geschichte mit der Diefel hat mir gleich Spaß gemacht, als ich sie gehört habe, und es hat mir nicht schlecht gefallen, daß der Heinrich und die Diefel sich gern haben. Und weil du brav bist, so will ich dir auch etwas sagen, was dir Freude machen wird.“

(Schluß folgt.)

Vor dem Tabernakel

Verborgner Gott in Brotsgehalten
Andächtig beug' ich mich vor dir;
Anbetend deiner Güte Walten
Im Sakrament der Liebe hier.

Du großer Gott in kleiner Hülle
Verschlossen — ein armselig Haus —
Gieb'st segnend deiner Gnaden Hülle
In unsre arme Herzen aus.

Gibst Friede, Freude, Kraft und Leben,
Gibst Reichtum, Glück und frohen Mut;
Willst alles uns zu eigen geben
In deinem heiligen Fleisch und Blut.

O Herr, ein Meer voll süßer Wonnen
Schenkst du im hehren Liebesmahl;
Es ist ein unerschöpfter Brunnen,
Draus quellen Schätze sonder Zahl.

Drum will ich täglich dein gedenken
In meiner Sorge, meiner Pein;
Und will dir meine Seele schenken,
Damit du thronst in ihr — allein.

Sterne und Blumen.

Beilage zur „Rheinischen Volkszeitung“. „Wiesbadener Volksblatt“.

Mitbegründet
von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

Expedition: Hermann Rauch, Wiesbaden, Friedrichstraße 30.

Nr. 23.

Sonntag, den 7. Juni.

1914.

Ungleiche Naturen.

Erzählung von Dr. Fleck.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Tat hätte er als Tierfreund schon verstehen können, aber Dagmars ganze Art, vor allem ihr kalter Ton ärgerte ihn maßlos. Einen Augenblick frampfte er beide Hände fest um die Stuhllehne, ehe er Platz nahm.

„So. — Du hast aber dem Vogel einen schlechten Dienst damit getan“, fuhr er nach einer Pause mit mühsam erkämpfter Ruhe fort. „Ein Geschöpf, dessen Vorfahren schon im Käfig gezüchtet wurden, ist auf das Leben draußen gar nicht eingerichtet. Es geht nur augrunde.“

„So stirbt es wenigstens in Freiheit“, beharrte sie eigeninnig. „Gefangenschaft ist gräßlich.“

Er sah sie scharf prüfend an. Erschien ihr das Leben mit ihm etwa auch als Gefangenschaft?

„Ich möchte übrigens noch bemerken, daß ich den Vogel für das Kind mitgebracht hatte“, sagte er scharf betont.

Gleich nach dem Frühstück gab Günter der Wamsell Befehl, den leeren Käfig auf den Boden zu tragen, darauf ging er in sein Arbeitszimmer, und erst beim Mittagessen sah Dagmar ihn wieder. Das war freilich längst zur Regel geworden, aber das ebenfalls gewohnte Schweigen zwischen den Gatten war heute lastender und bedeutungsvoller als sonst.

Am Nachmittag nahm Günter die Flinte und ging ins Revier. Das war ihm immer die liebste Erholung. Er wußte alle Geheimnisse des Waldes und seiner Bewohner, sie waren ihm wie alte gute Bekannte, die geflügelten, gesiederten und bepelzten, und über dem entzückenden Kleinram der Natur vergaß man häusliches und persönliches Unbehagen noch am ehesten.

Von ihrem Fensterplatz aus sah Dagmar ihn über den Hof gehen. Unwillkürlich ließ sie die Arbeit sinken und

schaute ihm nach. Früher hatte er sie manchmal gebeten, mitzukommen. Jetzt hatte er sich's natürlich abgewöhnt. Es war ihr auch ganz recht so. Zu sagen hatten sie sich ja doch nichts. Die Tür des Staketenzannes, der das Grundstück von der Landstraße trennte, fiel hinter Günter zu. Auf einmal blieb er stehen, blickte sich, hob etwas vom Boden auf und kam zurück. Was wollte er denn noch? Zwei

Minuten später stand er neben Dagmars Nähtisch.

„Da sieh.“

Zu der Hand hielt er ein blutiges Flügeltchen und ein paar rote Brustfedern des unalltlichen Dompfaffen.

„Das Resultat der Freiheit.“

Einen Moment hatte sie das peinliche Gefühl, als ob seine Blicke ihr bis auf den Grund der Seele drängen und dort etwas fänden, wovon sie selbst sich beschämt abwandte. In ihr rang und kämpfte etwas, das nach Ausdruck suchte, aber die Mauer eines zur Gewohnheit gewordenen unfreundlichen Schweigens war so dicht um sie her, daß nichts zutage treten konnte.

Als sie nur stumm die Achseln zuckte, wandte Günter sich um und ging zur Tür. Eines der rosa Federchen entglitt seinen Fingern und blieb auf dem Teppich liegen.

Ein Stückchen hinter dem Dorf stieg Günter auf den Holzwärter Diercke, der auf dem Wege zu ihm gewesen



Das Christusstandbild in den Cordillern.

war. Unfern der Waldwieje, im Grenzgraben zwischen dem Herrndorfer und Neuenkirchener Gebiet hatte er, unter Laub und Buschwerk verscharrt, frische Eingeweide eines Rehes gefunden. Der Mann war ganz in Erregung. Seit Jahren war in der Gegend kein Fall von Wilddieberei vorgekommen.

„Nun kann man wieder hinter den Mäders her sein, als ob man gar nichts anderes zu tun hätt“, brummte er.

Günter ließ sich genau die Stelle beschreiben, wo das corpus delicti gefunden war. Vielleicht entdeckten seine scharfen Augen noch irgend eine Spur, die der Holzwärter übersehen hatte.

Der Mann erbot sich, mitzukommen.

„Danke, lassen Sie nur, Diercke, ich finde mich schon allein.“

„Na, wenn Sie meinen, Herr Oberförster, mir ist's recht. Ich wollt', ehrlich gesagt, auch noch gern in die Stadt zum Arzt.“

„Wer ist denn bei Ihnen krank?“

„Der Jüngste. Seit der Lungenentzündung im Winter ist er immer noch miesig, und meine Frau meint —“

„So, so. Na, dann halten Sie sich nur nicht lange auf. Adieu, ich spreche morgen mal bei Ihnen vor.“

Der Holzwärter blickte der großen, schmucken Gestalt nach.

„Ein netter Mann ist er, das muß man ihm lassen, 'n besseren Vorgesetzten könnt' man sich gar nicht wünschen“, dachte er, während er rüstig stadtwärts schritt.

Er traf den Arzt nicht zu Hause, mußte warten, und es war fast acht Uhr, als er sich endlich auf den Heimweg machen konnte.

Gegen neun kam er an der Oberförsterei vorbei. Die Haustür war geöffnet, und am Gitter stand ein Mann und spähte auf die dunkle Landstraße hinaus. Beim Schein seiner Laterne erkannte Diercke den Kaldenhoff'schen Kutscher.

„Na, Christian, bleibt der Schatz aus?“ lachte er.

„Der Schatz nicht, aber der Herr“, knurrte Christian, der Spässe nicht liebte.

„Ich was! So um halb fünf traf ich ihn, da wollt' er in den Wald.“

„Ja, und noch ist er nicht zurück. Sowas ist sonst nicht seine Art. Na, es kann ja doch mit rechten Dingen zugehen.“

Die Haustüre wurde ein wenig zurückgeschoben, und Dagmar trat auf die Schwelle.

„Mit wem sprechen Sie da, Christian? Ist der Herr zurück?“

„Nein, das ist bloß Herr Diercke.“

Der Holzwärter kam näher. Wie die meisten Herrndorfer hatte er für die zurückhaltende, kühl-höfliche junge Frau nicht viel übrig. Ihm schien aber, als bemerke er eine gewisse Unruhe in ihrer Stimme, und gleichzeitig fiel ihm sein Fund von heute nachmittag ein. Das stimmte ihn milder.

„Hat er gesagt, wo er hinginge?“

„Nein.“

„Es könnte ja sein, daß er beim Pfarrer eingekehrt ist, oder bei Herrn von Tretkow in Neuenkirchen. Aengstigen Sie sich man nicht, Frau Oberförster.“

„Ich ängstige mich nicht.“

„Ich muß man erst nach Hause und meine Medizin abliefern“, fing Diercke wieder an. „Soll ich dann mal beim Herrn Pfarrer vorfragen, Frau Oberförster? Ich tu's wirklich gern.“

Dagmar trat zurück. Niemand kann aus seiner Natur heraus. Ihr war's, als habe sie mit dem Untergebenen ihres Mannes schon zu viel gesprochen. Und nun gar, gekostet den immerhin möglichen Fall, daß Günter wirklich im Pfarrhaus war, eine Nachfrage dort; da würde sie sich ja einfach lächerlich machen. Eine Frau, die hinter ihrem Manne herschickt.

„Danke sehr, Herr Diercke. Das könnte ja eventuell Christian tun. Aber es wird nicht nötig sein. Mein Mann kommt gewiß bald. Gute Nacht.“

„Hochnäsige Person“, brummte Diercke, während er seinen Weg fortsetzte. Aber seine Gedanken konnten von seinem Chef nicht loskommen, und eine Stunde später fand er sich wieder vor der Oberförsterei. „Nur feinewegen, ihretwegen wahrhaftig nicht.“

Im Hause schien alles still. Als er behutsam die Gittertür aufklinkte, erhob „Bursch“ im Pferdestall lautes Gebell und Christian steckte den Kopf heraus. Diercke blendete die Laterne ab.

„Na?“

„Nein, noch nicht.“

„Em, dacht' mir's fast. Wenn das man doch nicht was zu bedeuten hat.“

„Ja.“

Oben glitt hinter den Vorhängen ein Schatten hin und her.

„Sie ist noch auf. Hat am Ende Angst.“

Der Knecht zuckte spöttisch die Achseln.

„Sollt' sie wohl?“

Eine Weile standen die Männer schweigend.

„Ich will Ihnen was sagen“, fing Diercke wieder an.

„In 'ner Stunde kommt der Mond hoch, lassen Sie mich solange hier im Stall sitzen. Und dann gehen wir beide mal zusammen los. Ich weiß nicht, — ich hab' so 'ne Art Unruhe —“

„Aber darüber kann's Mitternacht werden“, meinte Christian unschlüssig.

„Kerl, sind Sie so'n altes Weib, daß Sie an Spuk denken? Aber bleiben Sie nur ruhig hier, wenn Sie Angst haben. Ach werd' auch allein fertig“, sagte der Holzwärter verächtlich.

„Nein, nein. Doch man nicht so hitzig. Ich komme ja mit“, brummte Christian, in seiner Ehre gekränkt.

Diercke ging in die Gädfelkammer, wo er sich ein paar Bunde Stroh zum Sitz zurechtshob. Nach einer Stunde weckte er Christian, der sich in den Kleidern auf sein Bett geworfen hatte und wie ein Vär schnarchte.

„Man los. Jetzt können wir sehen.“

Verchlafen taumelte der Knecht in die Höhe.

„Na — was ist?“

„Ihren Herrn sollen Sie suchen, Mensch. Daß da 'n Unglück passiert ist, ist mir so sicher, wie's Amen in der Kirche.“

„Suchen, das ist leicht gesagt; so bei Nacht und Nebel. Gerad' als ob einer 'ne Erbse im Sack voll Kaff' suchen wollt'!“

„Seien Sie nun man still“, sagte Diercke unwirksam. „Ich hab' so meine Gedanken. Kann ja sein, daß ich mich irr', aber —“

Ermunternd schlug die herbe Luft ihnen entgegen, als sie hinaustraten. Diercke führte „Bursch“ an der Leine, der sehr verwundert schien, um diese Zeit aus seinem warmen Korb geholt zu sein.

Die Gegend lag in weißlichem Dämmerlicht, man sah nicht weit, denn in der Luft hing leichter Nebel. Im Walde war's noch recht finster. Schattenhaft standen die Stämme; im Unterholz schien's zu schleichen und zu lauern, und das Rascheln und Knacken dürerer Zweige klang unnatürlich laut. Als nun gar ein Rauz zu jammern anfang, wurde es dem Kutscher ungemütlich.

„Hier bin ich um diese Zeit noch nie zu Fuß unterwegs gewesen“, meinte er kleinlaut.

„Einmal ist immer das erste“, sagte Diercke kurz.

Er schritt rüstig aus und fand sich wunderbar gut zu recht. Aber Christian war schlecht beruhigt. Er murmelte etwas von Mördern.

„Quatsch; um diese Zeit sind die Kerle alle im Bett. Sie wissen recht gut, daß es jetzt nichts zu mördern gibt.“

Der Holzwärter ging lange geradeaus, wechselte dann mehrmals die Richtung, so daß es dem Kutscher schien, als gingen sie im Kreise. Auf einmal aber wurde der Hund unruhig und drängte so heftig vorwärts, daß die Männer Mühe hatten, zu folgen. Dann verließ er den Weg, lief zwischen den Stämmen hindurch einen Abhang hinab, zum kleinen, zwischen Hügeln eingebetteten Waldsee.

„Merken Sie jetzt, daß er Weisheid weiß?“ sagte Diercke heiser.

Immer am Wasser entlang ging es, der Wiese zu an der Ostede des Sees. Jetzt bückte sich Diercke und machte die Leine los. „Such', Bursch. Such' den Herrn.“

Der Hund stürmte vorwärts und war bald in den ziehenden Schleiern verschwunden, die die Wiese erfüllten, aber man hörte sein Gebell, während er der Spur folgte.

Diercke hielt inne und trocknete sich die Stirn, auf der große Schweißtropfen standen.

„Hätt' ich ihn heut' doch nicht allein gehen lassen“, murmelte er. „Hören Sie den Hund? Jetzt steht er. Was ich Ihnen sage, Christian; er hat ihn.“

Wenige Minuten später standen sie vor einer dunklen, regungslosen Gestalt, die ausgestreckt auf dem harten Boden lag, das Gewehr neben sich, die Arme ausgebreitet, den Kopf mit den gebrochenen Augen zurückgeworfen.

Der Nebel fiel, und leuchtend stand der Vollmond über der stillen Welt, als sie Günter Kaldenhof zurückbrachten in sein Heim. Auf den Rasen vorm Hause legten sie ihn nieder, und Christian stand bei ihm, während Diercke hineinging, um Dagmar vorzubereiten. Das Hirn des einfachen Menschen versagte vor dieser Aufgabe. Vorbereiten — wie machte man das? Unwillkürlich zaudernd glitten seine Blicke über den mondbeglänzten Siebel und die Fensterreihe. Vielleicht schlief die Frau. Lieber Gott, was für ein Erwachen würde das sein! Und das niedliche kleine Kind hatte keinen Vater mehr. Vor diesem Gedanken trat Dagmar ihm fast zurück.

Als er leise versuchend auf die Klinke drückte, gab sie nach, die Tür war also gar nicht verschlossen worden. Ueberlaut schritt die Klingel durchs Haus, daß Diercke ganz bestürzt stand ob soviel Lärms.

Doch da ging oben schon eine Tür. Dagmar kam die Treppe herunter im Morgenrock. Offenbar war sie gar nicht zu Bett gewesen. Die Lampe in ihrer Hand zitterte.

„Wer ist da? Herr Diercke —“

Nicht um sein Leben zu retten, hätte der Holzwärter später angeben können, was er gesagt. Das Entsetzen und das Mitleid, das ihn erfüllte, brach sich Bahn in irgend welchen Ausdrücken, aber sobald nur das Wort „Wildddiebe“ gefallen war, merkte er, daß Dagmar ihn verstand.

Aber kein Schrei, keine Ohnmacht. Nichts von alledem, wovor man sich sonst wohl bei Frauen fürchtet. Sie stand ganz still, die Hand um den Knopf des Geländers gelegt.

„Und wo? — sagten Sie nicht etwas von der Waldwiese? Es muß eine Wahre —“

Ihre Stimme klang seltsam hohl, aber ganz fest.

„Wir haben ihn gleich mitgebracht, Frau Oberförster.“

„Ach. Ich danke Ihnen sehr.“

Christians verstörtes Gesicht zeigte sich in der Tür. Kam denn Diercke immer noch nicht wieder?

„Frau Oberförster“, raunte er ängstlich. „Wo sollen wir den Herrn hinbringen?“

Dagmar wandte den Kopf in marionettenhafter Art.

„In sein Zimmer. Ja, bitte. Ich zeige Ihnen den Weg.“

Ueber die Schwelle, die er vor wenigen Stunden gesund und stark verlassen, trugen sie ihn. An der Schwelle bezeichnete nur eine kleine, von geronnenem Blut bedeckte Wunde den Weg, den die tödliche Kugel genommen hatte. Das blaße Gesicht mit den verwirrten blonden Haaren lag schwer gegen Dierckes Brust, schlaff hingen die Hände herab. Behutsam traten die Männer auf, wie in einem Krankenzimmer. — „Wir müssen hier hinauf.“

„Frau Oberförster — wär's unten nicht besser?“

Dagmar schüttelte nur den Kopf und begann die Treppe zu ersteigen. Der Lichtschein glitt noch einmal über die Diele, die Jagdtrophäen an den Wänden, dann versank alles langsam in Dunkelheit, wie ein Symbol des einschwindenden Lebens. Und die schwächliche Gestalt mit der Lampe glitt langsam und stetig voran.

„Ist das 'ne Frau“, dachte Diercke. „Sowas ist ja wohl gar nicht zu glauben. Grausen könnt's einen.“

Dagmar stieß jetzt eine Tür auf. Es war das Fremdenzimmer. Als Annie geboren wurde, war Günter hier einquartiert worden, und niemand hatte seitdem Veranlassung gehabt, die Einrichtung zu ändern. Vorsichtig legten die Männer ihre Last auf das Bett nieder. Diercke schob fast zärtlich die Glieder zurecht und strich über das Haar.

„Verwünschte Bande!“ murmelte er unhörbar.

Minutenlang herrschte Todesschweigen. Dagmar stand noch immer mit der Lampe, bis Christian sie ihr abnahm. Endlich ermannete sich Diercke und fuhr sich verstohlen mit der Hand über die Augen.

„Frau Oberförster — soll ich nicht Verta wecken oder die Mamsell?“

„Wozu? Was sollen die?“

„Ja, aber hier so allein — Frau Oberförster, das geht doch gar nicht“, sagte Diercke betreten.

„Aber ich will niemand — niemand. Das ist alles nur zwischen mir und ihm.“

Leise und doch schneidend, wie gegen ihren Willen, brach es aus ihr hervor. Dann legte sie die Hand an die Stirn wie jemand, der gewaltjam seine Gedanken zu sammeln sucht.

„Ja — allerdings — wenn Sie etwas für mich tun wollen — da ist ja nun so manches — warten Sie, ich beginne mich gleich — ja, das Gericht muß benachrichtigt werden, und der Forstmeister. Wenn Sie nach Dörlitz telefonieren wollten. — Ob um diese Zeit Anschluß ist?“

„Ich weiß nicht. Jedenfalls versuch' ich's, und sobald wie möglich bring' ich Bescheid. Ich will gern alles für ihn tun, was ich noch kann.“

Seine Stimme schwankte.

Dagmar nickte verloren und hielt ihm die Hand hin.

„Ich danke Ihnen, Herr Diercke.“

Christian hatte sich schon davon geschlichen, jetzt wandte sich auch der Holzwärter zum Gehen.

„Und im Augenblick soll ich wirklich nichts weiter?“

„Nein — nein — nein.“

Sie stand und lauschte mechanisch dem Geräusch seiner Schritte die Treppe hinunter, tapp-tapp, tapp-tapp über den Flur. Die Haustür schlug zu, darauf die Gittertür. Und dann wurde es still. Entsetzlich still.

Am Fußende des Bettes stand ein niedriger Wäschepuff, auf den setzte sie sich; ganz zusammengekauert, die Ellbogen auf die Knie gestemmt.

Diercke gegenüber hatte sie sprechen, Anordnungen treffen können. Das war ja immer so bei ihr, daß die Gegenwart eines Fremden ihr wie von selbst Haltung gab. Ihre Seele brauchte Hüllen genau so notwendig, wie ihr Körper. Aber nun war die Kraft, die sie mechanisch in Bewegung erhalten hatte, wie ausgelöscht.

Sie preßte beide Hände an den Kopf. Wie das furchtbar war, nicht denken zu können, sich nicht einmal fragen zu können, wie alles gekommen sei. Ihr Hirn war wie erstarrt. Aber das war wohl schon geschehen in den Stunden des Wartens, als es immer klarer wurde, daß ein Unglück geschehen sein müsse. Aber trotzdem hörte sie um sich her immerfort ein Brausen, wie eine Menge von Stimmen. Manche kamen von weit her, manche schienen dicht an ihrem Ohr zu raunen, wie das wirre Tönen einer fremden Sprache. Was wollten sie ihr sagen, das sie nicht zu verstehen vermochte? — — —

Das Petroleum versiegte, die Lampe schwelte und qualmte, und der abscheuliche Dunst drang irgendwie in Dagmars Bewußtsein. Mit steifen, schmerzenden Gliedern erhob sie sich und schraubte den Docht herunter. Mit jenem Blick streifte sie die starre Gestalt auf dem Bett. Das stille Gesicht sah so ernst, groß und ehrfurchtgebietend aus, wie das ewige Rätsel des Todes selbst. Sie schlug die Hände vor die Augen und stand regungslos mit tief geneigtem Haupt wie eine Buhende. —

In der tiefen Stille hörte sie jenseits des Korridors Annie weinen. Ach ja, das Kind war erwacht, vermiste die Mutter und fürchtete sich. Und die Leute mußten geweckt werden, denn es war fünf Uhr vorbei. Und sie selbst mußte sich umkleiden und das schwere, schwere Tagewerk beginnen. Bald würden auch Menschen kommen, viele Menschen, und sie würde sprechen müssen und handeln.

(Schluß folgt.)

✿ ✿ ✿ Zum Fronleichnamsfeste. ✿ ✿ ✿

(Nachdruck verboten.)

Hubelvolle Festgesänge
Tönen in den Lüften wieder.
Und es mischen in die Lieder
Sich der Glocken Feierklänge.
Sonnenschein auf allen Auen,
Ringsum süßes Blumenblühen!
Will ja doch der Heiland ziehen
Heute durch der Erde Gauen.

Streuet Blumen ihm zu Füßen!
Preiset ihn, ihr Christenöhne,
Bleibt ihm ewig treu für jene,
Die einst treulos ihn verließen.
Alle will er Kinder nennen,
Allen Tröster, Helfer werden,
Die ihn allzeit hier auf Erden
Treu als ihren Gott bekennen.

Lehr' mich, Heiland, dich verstehen,
Führe mich dem Glück entgegen! — —
Doch es möge allerwegen,
Herr, dein Wille nur geschehen! —
Und verstummt sind die Gesänge, —
Nur mit leisem, sanften Beben
Zitternd in den Lüften schweben
Noch die letzten Glockenklänge.

Der Schatz der beiden Freunde.

Novelle von Paul Iznard, Offizier der Akademie Paris. —
Übersetzt von S. Gesse.

(Nachdruck verboten.)

Das Haus, in dem ich meine Kindheit verlebte, stand direkt am Ufer der Saône. Wenn ich den Kopf hob, so sah ich von meinem Arbeitstisch aus die Sonne in der stillen, blauen Flut sich spiegeln wie in einem See. Und oft vernachlässigte ich meine Schulaufgaben und sah stundenlang da, die Augen auf den klaren Fluß gerichtet, dessen Murmeln mich lockte wie ein Sirenenlied.

Unter der breiten, abschüssigen Tränke liegt mein kleiner Nachen an der Waschküchle. Weiß und blau gestrichen, macht er einen heiteren Eindruck. Wenn es schönes Wetter ist, fahre ich jeden Donnerstag und Sonntag, um mich an Luft und Sonne zu berauschen.

Wie langsam kommt doch der Donnerstag und Sonntag!

Schon am Morgen des freien Tages eile ich aus dem Hause. Etwas zu essen im Kasten, rudere ich zur Mitte und dann die kaum merkbare Strömung hinauf zu der kleinen, schattigen, einsamen Insel, wo ich mich, ein neuer Robinson, in meinem Reiche glauben kann, weit, weit entfernt von jedem menschlichen Wesen.

Zuweilen jedoch, während ich unter einer Erle sitzend zuschaue, wie die Gründlinge zwischen den Gräsern am Rande in der Sonne emporschnellen, hebe ich den Kopf bei einem fernen, langen Ruf. Es ist ein Flußschiffer, der aufrecht hinten in seiner Pinasse steht, die beiden Hände als Sprachrohr an den Mund legt und den beiden Schiffsziehern ermutigend zuruft: „Hoheel! Hoheel! Zieht, Jungen, zieht!“

Und den Riemen auf der Schulter, legen sich die beiden Männer fast nach der Seite auf den Boden und bewegen sich mit ganz kleinen Schritten vorwärts. Das Seil schwankt, und das große, mit Kohlen, Holz oder Steinen beladene Schiff gleitet auf der stillen Bahn des Flusses dahin, gezogen von den beiden Ameisen, die da am Ufer ihre Kräfte vereinen.

Drei- oder viermal im Jahre habe ich das Glück, eine Pinasse zu sehen, die ich gut kenne. Sie ist rot gestrichen und trägt wie einen goldenen Gürtel einen breiten gelben Streifen über die Wasserlinie. Der Mast hat ein blaues Licht, und nur sie allein hat zwei ähnliche, von einem Gange getrennte Häuschen, deren kleine Türen einander ansehen. Sie wird nicht von zwei Ziehern fortbewegt, die am Seile feuchten wie Galeerensträflinge. Nein, das Schiff „Die beiden Freunde“ wird von einem guten, alten Gaul gezogen, auf dessen Rücken ein Knabe sitzt und ihn in seinem langsamen, immer gleichen Schritt gehen läßt.

Auf den „Beiden Freunden“ wohnen Johannes Korn

und Lorenz Berger mit ihren Familien — zwei wahre Hünengestalten mit bronzefarbenem Gesicht und behaarter Brust, und ich bin ganz stolz ihr Kamerad zu sein.

Sobald ich die Pinasse gewahre, stoße ich den Ruf aus: „Hoheel! Hoheel!“

Die beiden Freunde! Und ich springe in den Kahn, und meine Hände fassen die Ruder. Der Mann am Steuer legt die Hände über die Augen und erkennt mein kleines Fahrzeug sofort.

„Hoheel!“ ruft er. Und während ich aus Leibeskräften rudere und mich nähere, hält er sich bereit, mir das

Tau zuzuworfen. Wie herrlich habe ich da immer auf den „Beiden Freunden“ gefrühstückt! Es wurde Anker geworfen, damit wir mehr Ruhe hatten.

Die Ruderpinne schwankt langsam mit der Strömung von rechts nach links, der Gaul

ruht sich aus, indem er das feuchte Gras am Ufer abweidet, und auf dem im Mittelgang aufgestellten Tische dampft die Suppe, während in einer Schüssel auf einem Haufen Kartoffeln und Kohl ein breiter Streifen roßigen, duftenden Speckes bebt. Und wir plaudern vom Wetter und von dem Vergnügen, auf dem Wasser zu fahren. Die Buben klettern mir auf die Knie und suchen in meinen Taschen...

Endlich wird noch ein letzter Schluß getrunken — die Zeit eilt, sie müssen weiter — Hannes und Lorenz kehren zum Steuer zurück, das Pferd zieht an...

Ich aber bleibe so lange auf der Pinasse wie möglich — bis die Entfernung mich befürchten läßt, ich käme nicht mehr vor Einbruch der Nacht heim...



Gute Freunde. Nach einem Gemälde von Theodor Kleehaas.

Eines Tages saß ich nach dem Frühstück neben Hannes, der das Steuer hielt. „Steuer rechts! Steuer links!“ rief Lorenz, der vorn stand, ihm hin und wieder zu. Und je nach dem Befehl steuerte Hannes, um Sandbänken und dichtem Grasgewirr auszuweichen.

Als er sich mir näherte, gewährte ich ein Goldstück alter Prägung an der dicken Nickelkette, die auf seiner wollenen Weste hing.

„Ah,“ bemerkte ich, „habt Ihr da aber eine merkwürdige Münze!“

Hannes wiegte lächelnd den Kopf.

„Ein Andenken!“ meinte er.

Sein Lächeln ver-

sprach mir eine Geschichte, und er ließ sich auch nicht allzu-

lange nötigen, sie mir zu erzählen. „Es war im ver-

gangenen

Jahre, als

uns das bei

Alleriot

passierte.

Die Pinasse

war mit

dem Vorder-

teil auf eine

Sandbank

geraten,

und es war

nicht mög-

lich, sie los

zu bekom-

men. Der

Gaul zog sie

rückwärts,

und Lorenz

und ich, wir

stießen un-

tere langen

Stangen

mit aller

Macht in

den Grund.

Da auf einmal spüre ich, daß der Hafen etwas Schweres

saß. Im nächsten Augenblick stößt auch Lorenz mit seinem

Eisen auf denselben Gegenstand. Wir ziehen... Es steckte im Sande fest... und da zerbricht mein Hafen.

„Der Teufel soll es holen! Lassen wir das Ding und kümmern wir uns um unser Schiff!“ Lorenz aber bleibt halstarrig.

„Wir müssen es herausziehen! Man kann gar nicht wissen, was es ist!“

Ich lachte laut auf: „Bah, irgend- ein altes Eisen- gerippe!“ Immer- hin ziehe ich an sei- ner Stange mit, und nach einer hal- ben Stunde fischen wir einen alten eichenen Koffer her- aus, ganz mit Ei- sen beschlagen, der auch wahrhaftig ein schönes Gewicht

hatte. „Da hast du's ja“, sagte ich zu Lorenz, als wir den Fund heraufzogen. „Wenn Wäsche oder Schriftstücke darin

sind, wer-

den sie wohl

schön aus-

sehen!“ Die

Kiste war

in der Tat

ganz mit

Schlamm

und ver-

schlungenen

Gräsern be-

deckt. Ohne

weiter da-

ran zu den-

ken, mach-

ten wir uns

sofort ans

Werk und

arbeiteten

hart, um die

„Beiden

Freunde“

endlich los-

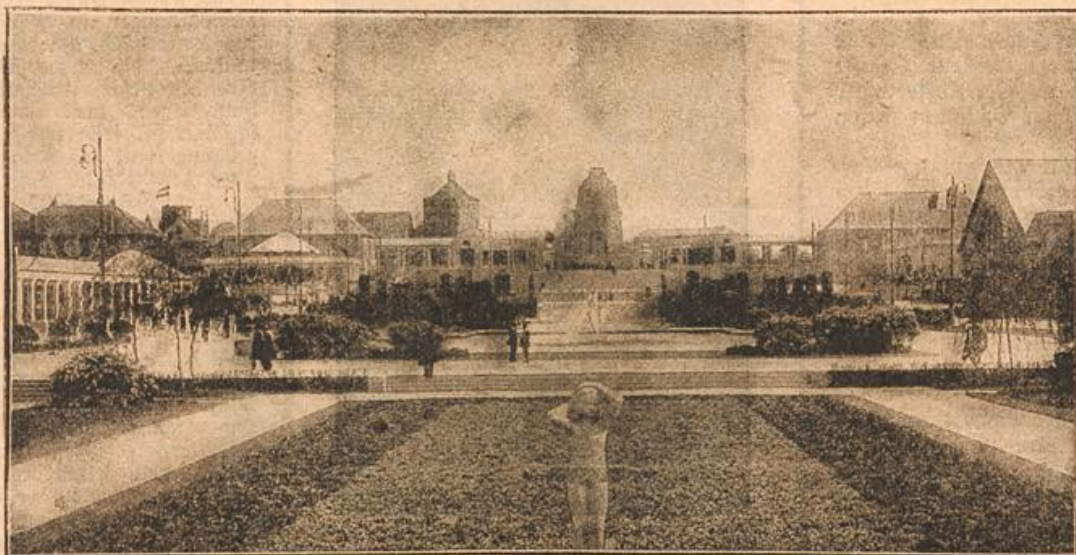
zubekom-

men. Am

Abend aber



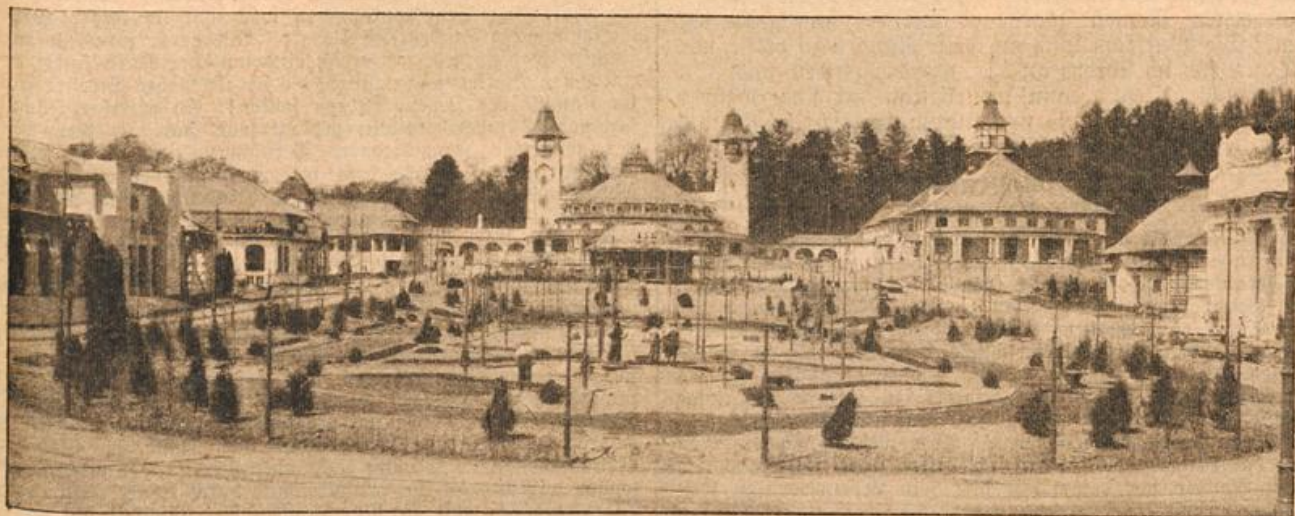
Zur Erdbebenkatastrophe auf Sizilien.
Obdachlose vor ihren Zelten.



Blick auf die Hauptallee der Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig.

wollten wir wissen, was eigentlich in dem famosen Koffer

sei. Wir hatten ihn zwischen die beiden Baracken gestellt.



Schweizerische Landes-Ausstellung in Bern: Mittelfeld.

Die Frauen und Kinder standen um uns herum, und man kann sich leicht denken, was sie für große Augen machten.

Wir sprengten das Schloß nicht ohne Mühe mit einer Zange... hoben den Deckel, und... weißt du, was darin war? Goldstücke wie dieses da, doch nicht zwei, drei, nein, bis zum Rande war er gefüllt! Ganze Hände voll! Und so blank, als hätte man sie eben ganz neu in den alten Eichenkoffer getan! Wir standen sprachlos da.

„Das sind mindestens hunderttausend Franken!“ sagte Lorenz.

Doch es wurde Nacht. Morgen wollten wir weiter gehen. Und schon gingen wir in unsere Hütte schlafen.

Raum war ich im Bett, als meine Frau — ach, diese Frauen! — mir zuraunte:

„Nun, wir werden sie teilen!“

„Nun, wir werden sie teilen!“

„Teilen? Aber das ist doch nicht gerecht! Du hast den Koffer zuerst gefunden...“

„Lorenz hat mir geholfen, ihn herauszuziehen. Und dann haben wir auch das Schiff zusammen gekauft, für unser beider Geld. Da sind wir doch wie Brüder, nicht wahr?“

Meine Frau hält den Mund, doch die ganze Nacht geht mir ihre Idee im Kopfe herum. Ich kehre mich im Bett um, ohne schlafen zu können. Ach, wie schwach ist doch der Mann, wenn er nicht auf sich selbst hört! Schließlich hat sie doch Recht, sagte ich mir, ohne mich wäre der Koffer ja im Wasser geblieben!

In der anderen Hütte kamen Lorenz inzwischen dieselben Gedanken, wie er mir später erzählte. „Wäre ich nicht dagewesen,“ dachte er, „würde er zu seinem Schiffe zurückgekehrt sein. Der Koffer hätte also noch lange im Schlamme stecken können. Also...“

Kurz und gut, als wir am Morgen aus unserer Kabine treten, sehen wir uns steif an wie zwei Porzellanpuppen, ohne ein Wort miteinander zu reden. Er geht zu seinem Steuer, ich begeben mich nach vorn. Der Koffer stand noch immer da zwischen den beiden Kabinen, doch wir hatten beide getan, als sähen wir ihn nicht.

So vergeht der Vormittag. Plötzlich höre ich, wie meine Frau einen Schrei ausstößt, als sie jemand ins Wasser. Wir stürzten beide hinzu — o weh! Da hatten unsere Augen etwas Schönes angemerkt! Zu ihrem Späße hatten sie die Goldstücke genommen und sie wie Kieselsteine, wie schöne, goldene Kieselsteine, mit vollen Händen in den Fluß geworfen. Nur zwei lagen noch auf dem Boden des Koffers, dieses hier an meiner Uhrkette und noch eins, das Lorenz aufbewahrt.

Im ersten Moment wurde es mir rot und grün vor Augen. Die Wut kam mich an, diese Rangen zu erwürgen. Dann... sah ich Lorenz an... wir verstanden uns... schämten uns... und dann, wahrhaftig, mit einer wahren Erleichterung drückten wir uns stumm herzlich die Hand!

Pater Bonaventura †.

(Mit Abbildung.)

Mit banger Sorge hatte das katholische Deutschland die beunruhigenden Nachrichten verfolgt, die aus dem Viktoria-Maria-Krankenhaus in Berlin vom Leidenslager des hochw. Paters Bonaventura in die Welt gingen. Man vereinigte sich im Gebet, das die Erhaltung dieses, uns allen so teuren Lebens ersuchte, aber in Gottes unerforschlicher Weisheit war es anders beschlossen. Er rief seinen treuen Diener, der sein ganzes Leben seinem heiligen Dienste geweiht, zu sich in die ewige Herrlichkeit, wo ihm für den guten Kampf, den er gekämpft, reicher Lohn zuteil werden möge. Aber welchen schmerzlichen Verlust das katholische Volk erlitten, ersieht man schon aus den wenigen Worten, mit denen wir hier sein Lebenswerk zu skizzieren versuchen.

Pater Bonaventura war am 20. Dezember 1862 zu Karlsruhe als der Sohn des Schuhmachermeisters Josef Krob ge-

boren. Besonders seine fromme Mutter legte in frühester Kindheit den Samen des Guten in das empfängliche Herz des Knaben, der im Schoße einer echt christlichen Familie heranwuchs und sich durch tiefe Religiosität auszeichnete. Nachdem er das Karlsruher Gymnasium absolviert, kam der talentvolle Jüngling in die badische Universitätsstadt Freiburg, wo er Rechtswissenschaft und Theologie studierte. Hier übte besonders der bekannte Professor F. K. Kraus einen bedeutenden Einfluß auf ihn aus und weckte in dem Herzen des Studenten die Begeisterung für den Predigerorden, den der berühmte Pater Lacordaire neubelebt hatte. Schon damals hatte er das Gefühl, daß hier das Feld liegen würde, auf dem er die reichsten Früchte ernten könnte.

Am 12. Juli 1888 erhielt Friedrich Krob die heilige Priesterweihe und übte nun an verschiedenen kleineren Orten Badens die Seelsorge aus. Er besaß die größten Eifer, aber trotzdem schien ihm für seine Kraft, seine Fähigkeiten und seine volle Hingabe an seinen Beruf das ihm zugewiesene Arbeitsgebiet viel zu klein. So trat er in Venlo (Holland) in den Predigerorden des heiligen Dominikus ein, begann in Düsseldorf sein Noviziat und begab sich dann in das Dominikanerkloster Toulouse, wo einst die Wiege des Ordens gestanden, und wo der heilige Thomas von Aquin seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Hier legte er seine feierlichen Ordensgelübde ab.

In die deutsche Heimat zurückgekehrt, kam Pater Bonaventura nach Berlin, und es dauerte nicht lange, da war in allen Gegenden Deutschlands sein Name bekannt geworden. Auch in dem deutschsprechenden Nordamerika weilte er anderthalb

Jahre, um die ewigen Seelsorgearbeiten zu verkünden. Die Macht seiner Rede, seine hinreißende Begeisterung erbaute und erschütterte seine Zuhörer in gleichem Maße, und wo immer er die Kanzel bestieg, strömten die Gläubigen in hellen Scharen in das Gotteshaus, um seinen Worten zu lauschen, die hauptsächlich deshalb einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließen, weil man die unerschütterliche, feste und ehrliche Ueberzeugungstreue des Redners aus jedem Tone heraushörte.

Im Jahre 1907 wurde Pater Bonaventura Subprior des Berliner Konventes und Kuratus von St. Paulus. Wenige Monate später wählte ihn das Provinzialkapitel in Köln zum Provinzialoberen. Man wollte ihm dadurch beweisen, wie hoch man seine Fähigkeiten und seinen lautereren Priestercharakter schätzte, aber der Sinn des selbstlosen, bescheidenen Ordensmannes war nicht auf äußere Ehrungen gerichtet. Er wußte, wo die Wurzeln seiner Kraft lagen, und damit ihn nichts in der Ausübung seines Predigeramtes und der Seelsorge behindere, machte er durch die dringlichsten Vorstellungen die Verfestigung dieser Wahl rückgängig. Nur den Ehrentitel des Praedicator generalis, der ihm im Jahre 1908 verliehen

wurde, war die einzige Ordenswürde, die er annahm. Vier Jahre versah Pater Bonaventura in Berlin das Amt eines Kurates von St. Paulus, das mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Sehr willkommen war ihm im Jahre 1911 die Einsetzung als Studentenpfarrer. Wie gerne sprach er zu den jungen Akademikern, mit welcher eindringlicher Kraft suchte er sie mit jenen Waffen auszurüsten, die sie als wahre Streiter Christi im Kampfe des Lebens führen sollten! So mancher Jüngling, der von Glaubenszweifeln geplagt war, hat aus dem Munde des gefeierten Kanzelredners Beruhigung und Trost erhalten und mit neuer Stärke dem modernen glaubenslosen Zeitgeist Widerstand geleistet. Von seinen Studenten hat der Hingeshiedene — von Todesahnungen erfüllt — in seiner letzten Predigt am 3. Mai in erschütternden Worten Abschied genommen. Er ermahnte sie, im rasenden Taumel des Großstadtlebens sich selbst und ihrem Schöpfer zu bleiben. Mögen sie dies Vermächtnis heilig halten! So ehren sie am besten das Andenken an ihren hingeshiedenen Freund, Berater und Seelenführer.

Wir alle, die wir Trost und Stärke aus seinen Worten geschöpft, haben ihn verloren. Auf den deutschen Katholikensammlungen gehörte er zu den gefeiertsten Rednern, und die herrlichen Worte, die er auf der Katholikensammlung in Weß gesprochen, sind den Teilnehmer noch heute im Gedächtnis. Wir werden seine Stimme nicht mehr hören, aber oft und gerne wollen wir uns an ihn erinnern und durch treues Festhalten an allem, was er mit so hinreißender Beredsamkeit zu uns gesprochen, sein Andenken ehren. Möge er ruhen in Frieden!



Pater Bonaventura †.

Richard Strauß,

ein moderner Komponist (geboren am 11. Juni 1864).

Wenn man heute von moderner Musik spricht, so denkt man unwillkürlich an Richard Strauß als einen ihrer berufensten und glänzendsten Vertreter. Seine Name bedeutet nicht nur



Richard Strauß.

und mehr gewöhnt an die Dissonanzen, chromatischen Tonfolgen und Quintengänge der Straußschen Muse, und was unseren Eltern als häßliche Ausgeburt der Musik erklang, ist für die jetzige Generation bald zum Ehrenschmaus geworden.

Ein bedeutender Musiker hat den Ausdruck getan, die deutsche Musik sei Architektur, die französische aber Malerei. Wenn wir diesen Satz auf Beethovens Musik anwenden, so trifft er ganz sicher die Wirklichkeit. Bei Beethoven sind die musikalischen Themen in ihren einfachen Formen oder ihren vielfach verwickelten Umkehrungen Bausteinen vergleichbar, die, den strengen Gesetzen des Kontrastes gemäß, sich an- und ineinanderfügen, so daß aus ihnen zuletzt ein herrliches, wunderbares Tongebäude entsteht. Anders liegt die Sache bei vielen unserer modernen Musiker. In dem sie sich an die französische Schule anlehnen, kommt es ihnen vor allem darauf an, durch ihre musikalische Sprache, Gefühle im Zuhörer hervorzurufen. Wenn man die ältere Musik als tönend bewegte Form gekennzeichnet hat, so wird sich die moderne Musik am besten mit dem Ausdruck „tönend bewegte Farbe“ charakterisieren lassen, weil sie nämlich nicht auf den Rhythmus, sondern auf die Klangfarbe das Hauptgewicht legt. Die Farbigkeit liegt für die Musik im Klang der Instrumente. Es leuchtet wohl ein, daß daselbe musikalische Thema verschieden auf das Ohr wirkt, je nachdem es auf der Geige, oder der Posaune, oder etwa von Holzbläsern vorgetragen wird. Der moderne Komponist verfolgt nun das Ziel, die sinnliche Schönheit der Farbe des Tones im höchsten Maße auszunutzen, und gerade hier zeigt Richard Strauß seine größte Meisterschaft. Wenn bei ihm die thematische Erfindung nicht immer originell, häufig sogar oberflächlich und trivial erscheint, so gleicht er doch diesen Mangel aus durch seine glänzende Fertigkeit, mit allen möglichen Mischungen der Klangfarben verschiedener Instrumente Wirkungen von berausender Schönheit für das Ohr hervorzuzaubern.

Man kann nun der Meinung sein, diese Meisterschaft in der Behandlung der klanglichen Reize sei etwas Neuerliches und treffe nicht das innerste Wesen der Musik. Tatsächlich hat Strauß von seinen Gegnern manche Anfechtungen erfahren müssen, die freilich seinen Ruhm nicht schmälern konnten, so daß er augen-

blicklich wohl als der gefeiertste und erfolgreichste deutsche Komponist gilt.

Richard Strauß wurde am 11. Juni 1864 in München als der Sohn des Hornbläfers im königlichen Hoforchester, Franz Strauß, geboren. Schon in frühester Jugend zeigten sich bei dem Knaben hervorragende musikalische Anlagen, die von dem Vater sorgfältig gepflegt wurden. Nachdem sich der junge Strauß auf dem Gymnasium und der Universität zu München eine tüchtige, humanistische Bildung erworben hatte, erhielt er von dem Hofkapellmeister Mayer und dem Professor Giehl einen gediegenen Musikunterricht, der ihn zunächst mit den klassischen Meistern Haydn, Mozart und Beethoven bekannt machte. Die ersten Kompositionen, auf der Schulbank entstanden, legten schon ein ehrendes Zeugnis dafür ab, wie rasch das aufsteigende Talent die Formen und Gesetze der Tonkunst beherrschen lernte. Mit achtzehn Jahren schon hatte Strauß seine Lehrzeit beendet und stand auf eigenen Füßen. Noch rechtzeitig übernahm Alexander Ritter die Führung des jugendlichen Komponisten und führte ihn ein in die Konwelken von Verlioz, Liszt und Wagner. Im Jahre 1885 übernahm Strauß die Stelle eines Hofkapellmeisters in Meiningen. Nachdem er dann später kürzere Zeit in München und Weimar zugebracht hatte, wurde er im Jahre 1898 nach Berlin berufen, wo er gegenwärtig noch als königlicher Generalmusikdirektor tätig ist.



Frau von Bethmann-Hollweg f.

Alexander Ritter hat das Verdienst, Strauß auf das Gebiet der symphonischen Dichtung gelenkt zu haben, wo er bis jetzt sein Größtes geleistet hat. „Don Juan“, „Till Eulenspiegels lustige Streiche“, „Tod und Verklärung“, „Macbeth“, „Also sprach Zarathustra“, „Don Quixote“, „Ein Geldleben“ und „Sinfonia domestica“ bedeuten eine Reihe von geistvollen Schöpfungen, in welchen Straußens eigenartiger musikalischer Charakter offen zutage tritt. Neben den Vorzügen einer starken Phantasie, einer verblüffenden Komik und eines schlagfertigen musikalischen Witzes wirken der einseitige Naturalismus, das Hinneigen zu Uebertreibungen und die Dissonanzanhäufungen oft störend und beeinträchtigen den ungetrübten Genuß. In seinen Opern „Guntram“, „Feuersnot“, „Salome“, „Elektra“, „Ariadne auf Naxos“ wandelt Strauß nicht immer ungefährliche Wege.

So hat „Salome“ viel Angriffe erfahren müssen wegen der schwülen, sinnlichen Atmosphäre ihres Inhaltes.

Als Liederkomponist offenbart Strauß ohne Zweifel eine Anlehnung an Robert Schumann und erinnert besonders in dem heischen Schwung und der seelischen Vertiefung an sein berühmtes Vorbild. Als seine besten Werke dieser Art bezeichnen wir „Ruhe, meine Seele“, „Cäcilie“, „Heimliche Aufforderung“, „Morgen“, „Nachtgang“, „Schlagende Herzen“ und als Höhepunkt „Traum durch die Dämmerung“. Richard Strauß steht erst im 50. Lebensjahr, sodas sein künstlerisches Lebenswerk nach menschlichem Ermessen wohl noch nicht als abgeschlossen gelten kann. Vielmehr dürfen wir hoffen, daß er der musikalischen Welt noch manches Erzeugnis seines Geistes schenken werde, ihm zu Ruhm und Ehre, den Mitlebenden aber zu Freude und Genuß!

Mainz.

Ludwig Degen.



Korpshaus der katholischen Studentenverbindung „Austria“ in Innsbruck.

Ernstes und Heiteres.

(Nachdruck verboten.)

Ein Sinnbild.

Die erst am Ende der Zeiten untergehende, kreisrunde, leuchtende Sonnenscheibe ist ein Sinnbild der heiligen Hostie! Jene spendet der Erde Licht und Leben, diese dagegen unserer Seele. Wie ohne Sonne aber alles Leben auf Erden erstarren und absterben würde, also verliert auch unsere Seele ohne den öfteren würdigen Empfang der bis zum Ende der Welt geheimnisvoll wirkenden heiligen Hostie das strahlende Leben der heiligmachenden Gnade, um schließlich sicher zu verfallen dem ewigen Tode.

Berlin.

Alonso Freygang.

[Das Christusstandbild in den Nordilleren.] (Mit Abbildung.) Hoch oben in den südamerikanischen Nordilleren, jenem mächtigen Felsgebirge, dem an Großartigkeit so bald nichts gleich kommt, hat man dem Schöpfer Himmels und der Erde ein Standbild errichtet. Am höchsten Punkte des Felsweges, auf der Grenze zwischen Argentinien und Chile, erhebt sich auf der Kuppel der triumphierende Erlöser, mit der Linken das aufrechtstehende Kreuz umfassend, während die Rechte nach oben zeigt. Ein sinniger, tief poetischer Gedanke! Nicht inmitten lachender Gefilde ist die Statue aufgestellt, starre Felswände, finstere Schluchten werden von ihr gekrönt, die Regionen des ewigen Schnees bilden den gewaltigen Hintergrund. „Excellor!“ scheint uns der Felsland zuzurufen, hinaufzusteigen über alles Düstere, hinaufzubreiten nach jenen lichten Höhen seligen Friedens und ewiger Klarheit.

[Das Erdbebenunglück auf Sizilien.] (Mit Abbildung.) Die Bewohner Siziliens wurden wiederum von einem schweren Erdbebenunglück heimgesucht, das in einem Umkreis von etwa fünf Quadratkilometern einige Ortschaften völlig und andere teilweise zerstörte. Über hundert Tote und zahlreiche Verwundete wurden aus den Trümmern herausgegraben, und die sonst so malerische Landschaft gleicht einem wüsten Trümmerfeld. Das ganze Ost- und Nordostgelände des Aetna, an dessen Zentraltrater sich große Erdriße zeigen, und aus welchem mächtige Rauchwolken aufwirbelten, ist von der Katastrophe betroffen worden. Wie es bei Messina der Fall war, sind auch jetzt wieder besonders die ärmeren Bewohner, deren Häuser schlecht gebaut waren, am meisten heimgesucht worden und haben die schwersten Verluste erlitten. Die Militärbehörden ließen alsbald für die bedauernswerten Obdachlosen über 6000 Zelte aufrichten, wie denn auch, trotz der Schwierigkeit der Terrainverhältnisse, sofort alles geschehen ist, um den Verschlütteten Hilfe und Rettung zu bringen. In der Nähe der zerstörten Dörfer haben sich Feldlazarette, Feldküchen und Wägereien eingerichtet. Viele Einwohner sind gezwungen, im Freien zu kampieren, und finden nur in ganz unzureichenden Zelten Unterkunft. Die armen Obdachlosen, von denen unser Bild eine Gruppe darstellt, haben wenig mehr als das nackte Leben gerettet.

[Die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig.] (Mit Abbildung.) In der sächsischen Universitäts- und Handelsstadt Leipzig, wo von jeher das Buchgewerbe in hohem Ansehen stand, wurde am 6. Mai 1914 die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik — die erste große Ausstellung dieser Art — feierlich eröffnet. Die Ausstellung umfaßt aus der ältesten Zeit bis heute alles, was mit dem Schrift- und Druckwesen in Verbindung steht und bietet ein interessantes und reichhaltiges kulturgeschichtliches Bild. Zu den Füßen des gewaltigen Völkerschlachtdenkmal steht ein 400 000 Quadratmeter großes Gelände aus, auf welchem die einzelnen Gebäude errichtet worden sind. In seiner ganzen Länge wird der Platz von einer breiten Hauptallee durchzogen, an welcher zur Rechten die große deutsche Haupthalle liegt, die einen Flächenraum von 20 000 Quadratmetern einnimmt. In ihr findet sich fast die gesamte buchgewerbliche und graphische Industrie vereinigt. Weiter hervorzuhellen sind die drei mächtigen Maschinenhallen, die auf dem sogenannten Gutenbergplatz liegen, und in denen Druck-, Schreib-, Web- und Papierverarbeitungsmaschinen im Betrieb gezeigt werden.



Zarter Wink.

Stoffelbauer: „Na, Müllerin, kann denn dein Enkelkind scho' red'n?“

Müllerin: „Dös will i moana, 's fo scho' dank' schön sagen, wenn ma ihm was ins Sparbüchjel reißet!“

in ihrer Stärke und ihrem Ansehen die erste österreichische Verbindung, zugleich auch die einzige, die ein eigenes, prächtiges Haus besitzt. Die goldene Jubelfeier dürfte wohl das glänzendste österreichische Studentenfest gewesen sein.

[Ein tüchtiger Anwalt.] „Meinen Prozeß hat Rechtsanwalt L. für mich gewonnen.“ — „Was, der? Ich meinte, er wäre auf der gegnerischen Seite.“ — „Eben deshalb!“

[Zarter Wink.] Gastgeber: „Es ist bereits Mitternacht vorüber und keiner von den Gästen will gehen... Elsa, spiel das Wanderlied nochmals!“

[Unvergängliche Würde.] A: „Sie waren Schauspielerdirector — und was sind Sie jetzt?“ — B: „Früherer Schauspieldirector.“

Aus voriger Nummer:

Auflösung der Sechsendszehn-Aufgabe: B: rD, r10, rK, rU, gK, gU oder gD, g10, gK, gU, rK, rU.

A: eK, rU und meldet dabei
20 in Eichen = 26
eD, rK = 15
e10, gU = 12
eO, r10 = 13
66

B: rD, rO = 14
r10, eO = 13
rK, eK = 8
rU, e10 = 12
gK, gO = 7
gU, eD = 13
67

Auflösung des Rätsels: Lied — Leid.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Adenia“ in Karlsruhe. Rudolf Vassler, Direktor.